

Zeitschrift: Berichte der St. Gallischen Naturwissenschaftlichen Gesellschaft
Herausgeber: St. Gallische Naturwissenschaftliche Gesellschaft
Band: 86 (1993)

Artikel: Wildtiere - vom Menschen gemanagt : haben die Wildparks ausgedient?
Autor: Hofmann, Heini
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-832531>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wildtiere - vom Menschen gemanagt Haben die Wildparks ausgedient?

Heini Hofmann

Die Beziehungen zwischen Mensch und Wildtier sind so alt wie die Menschheitsgeschichte selbst. Dabei lassen sich, wenn auch verschwommen und sich überlappend, drei grundlegende Entwicklungen auseinanderhalten.

Diese ziehen sich, vergleichbar unterschiedlich frequentierten Strassen, durch die vom Aufrechtgehenden gestaltete Geschichte: die eine unübersehbar breit, die andere schmäler und zudem begleitet von einem Nebenpfad.

Drei parallele Entwicklungen

Gemeint ist mit der grossen Heerstrasse die Haustierwerdung, die Domestikation (lat. *domesticus* = zum Haus gehörend), dieses wohl massivste und zugleich tiefgreifendste - weil die Tiere verändernde - Wildmanagement, das ausging vom Wildtier als Ernährungsbasis.

Die schmalere Strasse symbolisiert die tiergärtnerische Entwicklung, welche nicht auf die Veränderung der Tiere und auf deren Produktenutzen abzielte; das heisst die Entstehung der zoologischen Gärten und circensischen Tierschauen mit ihrem Wandel

von kultischer und später schaustellischer Menagerie bis hin zur wissenschaftlich-kulturellen Institution des modernen Zoos.

Schliesslich verläuft - neben besagter schmaler Strasse - noch ein bescheidener Nebenpfad, ein sympathischer Feld-Wald-Weg sozusagen, der Werden und Wirken der Wildparks symbolisiert. Alle drei Entwicklungen der Mensch-Wildtier-Beziehung haben eine grosse Vergangenheit. Ob aber die kleinen Wildparks auch eine Zukunft haben?

Domestikation - Revolution in der Evolution

Beginnen wir mit der Domestikation, der Haustierwerdung, wobei gleich zu vermerken wäre, dass die wissenschaftliche Bezeichnung für diesen Vorgang der Überführung von wilden Tieren in den Haustierstand zwecks Nutzung zutreffender ist als die deutsche Übersetzung des Begriffs.

Mit Zuckerbrot und Peitsche

In Wirklichkeit wurden die Wildtiere zu Haustieren primär durch aktives menschliches Tun und nur marginal durch passives tierliches Lassen. Haustiere sind nicht geworden, sie sind gemacht worden. Somit sollte man Domestikation nicht mit Haustierwerdung, sondern mit Haustierschaffung übersetzen; denn sonst begeht man biologisch-faunistische Geschichtskleisterung.

Seit eh und jeh hat sich der Mensch die Erde untertan gemacht und Tiere um sich geschart - mit Zuckerbrot und Peitsche. Durch dieses ständige Bemühen um die Gunst der freilebenden Tierwelt entstanden die Haustiere. Weil aber der Mensch ein intelligentes und somit berechnendes Wesen ist, machte er aus den meisten Haustieren Nutztiere, welche ihn als Entgelt für Schutz, Futter und Pflege mit ihren Produkten und ihrer Arbeit zu entschädigen haben. Also eine Art künstliche Symbiose, ein gegenseitiges Nutzniessertum.

Lebendes Kulturgut

Die Summe aller Haus- und Nutztierrassen in ihrer bunten Vielfalt stellt denn auch - als lebendes Kulturgut sozusagen - eine der grössten schöpferischen Leistungen der Menschheit dar. Und zwar

sowohl die Domestikation, die Haustierschaffung, als auch die nachfolgende Diversifikation in lokale, auf die Landschaft geprägte, form- und farbschöne Rassen und Schläge.

Allerdings: Lange, bevor der Mensch auf die Tiere einwirkte, hat dies die Natur selbst schon getan, seit es Leben auf dieser Erde gibt. Dieser natürliche Entwicklungsvorgang, die Evolution, hat im Laufe der Jahrtausende aus einfach gebauten und ans Wasser gebundenen Lebewesen die Formenfülle der heutigen Fauna erschaffen.

Alles fliesst

Tierformen entstanden, starben wieder aus oder wandelten sich, ganz entsprechend dem grundlegenden Naturgeschehen, subsummiert auf den Begriff "alles fliesst". Anpassung an Umweltgegebenheiten (zum Beispiel Klimaveränderungen) und sprunghafte Wandlungen im Erbgut (Mutationen) waren die Triebfedern solch stammesgeschichtlicher Entwicklungsvorgänge. Diese gewissermassen natürliche Zuchtwahl, basierend auf Erbsprüngen und Anpassung, förderte die im Daseinskampf erfolgreichsten Tiere.

Als dann der urzeitliche Mensch, der bisher Jäger-, Früchte- und Beerensammler gewesen war, auf die Idee kam, in die Evolution steuernd einzugreifen, schuf er aus wilden Wesen Haustiere und veränderte diese, immer auf seinen Vorteil bedacht, wesentlich. Deshalb könnte man die Domestikation als eine Art Revolution in der Evolution bezeichnen. So besehen erscheint die Haustierschaffung bloss als Episode innerhalb des mit Leben erfüllten Erdalters.

Ohne Haustiere keine Kultur!

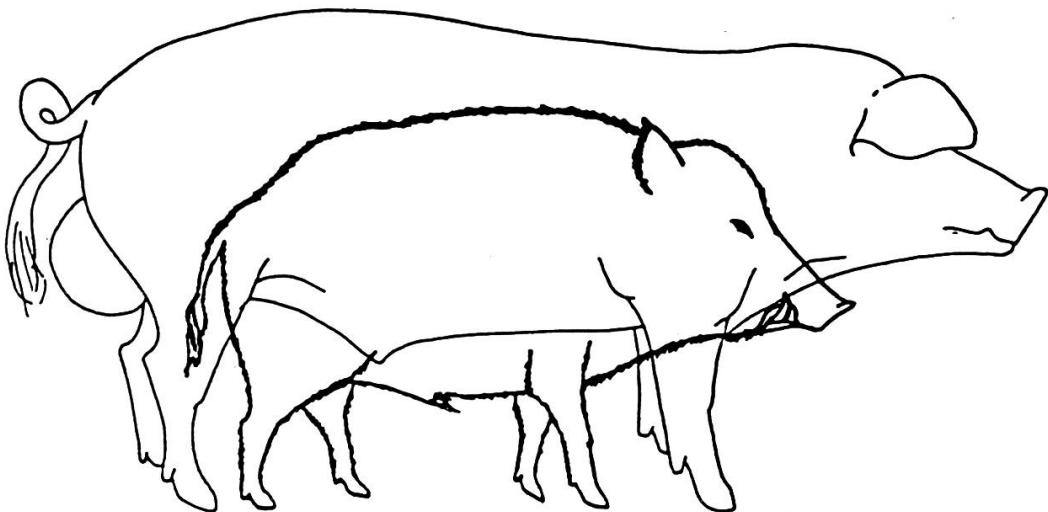
Tatsächlich: Die ersten Haustiere wurden vor bloss etwa 12 000 Jahren geschaffen, und dies an wenigen Kristallisierungspunkten der Domestikation in Eurasien und der Neuen Welt. Aber nicht alle Völkerstämme waren in der Domestikation gleich tüchtig, und nicht alle bislang gejagten Tiere eigneten sich als Haustiere.

Immerhin konnte sich der Mensch dank der "Erfindung" von Nutztieren und Kulturpflanzen von den Zufälligkeiten des Jäger- und Sammeltums lösen und sich auf seine geistigen Fähigkeiten besinnen. Es ist daher nicht zu übersehen, dass es weltweit keine

Hochkultur und keine Zivilisation gibt ohne Haustiere und Nutzpflanzen. Auch unser heutiges Leben ist ohne den direkten Einfluss der Haustiere nicht denkbar. Ob wir uns dessen bewusst sind?

Vom Partner zur Produktionseinheit

Jedoch: Es war ein langer Weg vom gejagten zum gehegten Tier, und dieses Bündnis zwischen Mensch und Haustier ist selbst heute noch ständiger Wandlung unterworfen. Gestern war es der alte, heimelige Bauernhof, wo zwischen Mensch und verschiedenen Tierarten ein biologisches und fast partnerschaftliches Verhältnis herrschte; heute ist die bäuerliche Arche zusammengeschrumpft, im spezialisierten Produktionsbetrieb oft auf eine einzige Tierart. Gestern waren es Milchhütte und Dorfmetzgerei; heute sind es Grossmolkerei und Fliessbandschlächterei.



Wildschwein – Hausschwein

Abb. 1: Im Zugzwang der Produktionssteigerung ist man in der Nutztierzucht und -haltung zum Teil an Grenzen angestossen, die nicht mehr überschritten werden dürfen. Wichtig wäre, sich in der Zuchtplanung immer wieder am "biologischen Urmeter", das heisst an den Vorfahren unserer Nutztiere zu orientieren. Solcher Vergleich beim Schwein zeigt, wie aus einer sportlich-eleganten Wildsau ein massiges Fleischtier geworden ist, das auf dünnen, weit auseinandergestellten Storzenbeinpaaren grosses Körnergewicht abstützen muss.

Aus dem Partner Wildtier, dessen Zutrauen - beziehungsweise Unterwürfigkeit - zuerst über Generationen erarbeitet werden musste, ist eine computergesteuerte, anonyme Produktionsware geworden (siehe Abb. 1). Ob wohl die Wildtiere, wenn sie gewusst hätten, was sie in der Abhängigkeit des Menschen erwartet, dem Zweibeiner die Ehre erwiesen hätten? Vielleicht verraten sie es uns in der nächsten Walpurgisnacht?

Der biologische Urmeter

Mehr noch: Weil die domestikatorische Liaison zwischen Mensch und Tier zunehmend marktwirtschaftlichen Prinzipien gehorcht, müssen die Tiere zur Kenntnis nehmen: Vom Menschen als Partner auserwählt worden zu sein, bedeutet nicht, auf ewig gefragt zu bleiben.

Dies gilt vor allem für Kriegs-, Arbeits- und Zugtiere wie das Pferd, die - von ihnen aus gesehen wohl zum Glück - von der Entwicklung überholt wurden, nicht aber für tierliche Produkte-lieferanten; denn der Hunger der Menschheit wird immer grösser. Hier läuft das domestizierte Lebewesen nicht Gefahr, in Vergessenheit zu geraten, sondern vielmehr, in der Vermassung zu ertrinken und zum Produktionsroboter degradiert zu werden.

Wirtschaftliche Zwänge in der Nutztierhaltung bedeuten: Die Fürsorge ums Tier wird rationalisiert, der Betreuer abstrahiert sich zum Manager und die Partnerschaft verkommt zur Einbahnstrasse. Eine Entwicklung, die nicht beliebig weitergehen darf. Zum Glück beginnt man allenthalben, die Zeichen der Zeit zu erkennen.

Um jedoch zukünftig in Tierzucht und -haltung richtig handeln zu können, müsste man vielleicht wieder einmal den "Urmeter" zur Hand nehmen, das heisst die vom Menschen veränderten und auf Leistung getrimmten Nutztiere mit ihren wilden Ahnen (siehe Tab. 1) vergleichen, nicht um das Rad der Zeit zurückdrehen zu wollen, sondern um biologische Grenzen neu zu erkennen und zu respektieren. Womit wir die grosse Heerstrasse der Domestikation verlassen und uns auf das schmalere Trassee der Geschichte der Zootierhaltung begeben.

Haustierarten	wilde Vorfahren
Rind	Auerochs oder Ur, ausgestorben; nur noch als äusserliche Rückkreuzung in Zoos
Pferd	Przewalski-Urwildpferd, nur noch in Zoos
Schwein	europ. Wildschwein und asiat. Bindenschwein, erstes noch freilebend in der Schweiz
Schaf	asiat. Mufflons und Wildschafe; europ. Mufflon nur marginal beteiligt
Ziege	Bezoarziege, noch freilebend im Orient
Hund	Wolf, in der Schweiz ausgerottet
Katze	Falbkatze, aus Agypten und Nubien; europ. Waldwildkatze, im Jura noch freilebend, nur marginal beteiligt
Kaninchen	Wildkaninchen, in der Schweiz noch in fünf Kolonien vorkommend
Huhn	Bankivahuhn, noch freilebend in Ostasien
Gans	Graugans (Ausnahme: Höckergans stammt von Schwanengans ab)
Ente	Stockente, freilebend in der Schweiz (Ausnahme: Stummentente stammt von Moschusente ab)
Taube	Felsentaube, freilebend im Mittelmeerraum
Honigbiene	Wildbienen

Tab. 1: Die Ahnengalerie der Domestikation

Zoo und Zirkus - reale Phänomene

Auch die Tiergärtnerie, wie man die Zootierhaltung gediegen zu bezeichnen pflegt, stellt eine intensive Mensch-Tier-Beziehung mit Wurzeln bis weit zurück in die Vergangenheit dar. Doch bei näherem Betrachten der Entstehung von Zoo und Zirkus fällt sofort ein grundsätzlicher Unterschied zum Geschehen in der Domestikation auf.

Prähistorische Anfänge

Zwar fühlte sich auch hier der Mensch vom Wesen wilder Tiere angezogen und wünschte sich diese in seine Nähe und unter seinen Einfluss. Aber er wollte sie nicht ummodellieren zu willfährigen Haustieren, sondern sie allenfalls zähmen oder aber in ihrer wilden, rank-schlanken Schönheit belassen, vielleicht deshalb, weil er sich in deren Kraft, Stärke und Eleganz selbst zu bestätigen suchte. Deshalb liegt es auf der Hand, dass bezüglich Wildtierhaltung naive Tierliebe und geltungssüchtiges Prestigedenken oft eng verschwägert waren.

Prähistorische Funde und Höhlenmalereien zeigen uns das Wildtier als Jagdobjekt der vorgeschichtlichen Menschen. Sie lassen aber auch bereits darauf schliessen, dass es jene Zweibeiner schon damals verstanden haben, wilde Tiere als lebende Fleischkonserven in Gräben und Gattern zu halten, was man als erste vage Vorstufe moderner Nutztierproduktion bezeichnen könnte.

Die eigentliche Trennung zwischen nutzenorientierter Domestikation und idealistisch-prestigemässiger Wildtierhaltung ergab sich durch die Gefangenhaltung von Wildtieren für kultische Zwecke. Solch früheste Menagerien in heiligen Hainen und Tempeln sind bekannt von den Sumerern, Indern und Aegyptern, und zwar bereits aus dem dritten Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung. Hier wurden Wildtiere zu Göttern und Geistern - oder aber zu Opfergaben.

Herrscher als Tierhalter

Durch viele Jahrhunderte hindurch und bis ins Mittelalter hinein (ja sogar darüber hinaus: siehe Privatzoo des Fürsten von Monaco) waren es dann vor allem Königs- und Fürstenhäuser, die sich den aesthetischen Luxus der Wildtierhaltung leisten konnten und ihn

wohl auch zu schätzen wussten, die aber zugleich mit der Gefangenhaltung wehrhafter und fremdländischer Tiere Macht und Reichtum zur Geltung brachten. Diese feudalen Tiergärten waren dem Volk nur beschränkt zugänglich.

So begannen Herrscherhäuser in Afrika und Asien im 2. Jahrtausend v. Chr., sich Tiergärten als Statussymbole anzulegen. Die agyptische Pharaonin Hatschepsut beispielsweise errichtete in Theben den “Garten des Ammon”, für den sie sogar Elefanten aus Indien herholen liess. Bekannt sind auch grossangelegte assyrische Tierparks, die aus den Jagdgepflogenheiten der Machthaber hervorgingen.

Einer der markantesten frühgeschichtlichen Vorläufer heutiger zoologischer Gärten, eine vierhundert Hektaren grosse Mixtur von Jagdrevier, Wandelpark, Tiergarten und magischem Symbol mit dem vielverheissenden Namen “Park der Intelligenz”, war um 1150 v. Chr. vom chinesischen Fürsten Wen-wang, einem Ahnherrn der Tschen-Dynastie, zwischen Peking und Nanking begründet worden.

Panem et circenses

Ganz andere Sitten im Umgang mit Wildtieren herrschten im alten Rom. Während Griechen und Römer schon vor der Zeitenwende Vögel in Aviarien, Kaninchen in Leporarien und Bilche in Glirarien gehalten haben, spielten im klassischen Griechenland die eigentlichen Tiergärten keine grosse Rolle, wogegen im alten Rom die Wildtierhaltung - man müsste eigentlich von Wildtierverschleiss reden - traurige Berühmtheit erlangte, die später im byzantinischen Reich ihre Fortsetzung fand.

Unter dem Motto “panem et circenses”, Brot und Zirkusspiele, boten die damaligen Herrscher in ihren Arenen dem Volk blutige Szenen mit der Abschlachtung erbeuteter Kriegselefanten und grausame Schaukämpfe zwischen gereizten Wildtieren oder gar solche zwischen Raubtieren und versklavten Gladiatoren. Dieser Massenverbrauch bedingte entsprechende Massentierhaltung, wogegen sich Tierzahlen heutiger Grosszoos geradezu bescheiden ausnehmen.

Solch altrömische Hekatomben überboten bei weitem die Opfer

mittelalterlicher Hetztheater oder moderner Stierkämpfe. Kaiser Nero beispielsweise "verheizte" innert einiger Jahre Dutzende von Elefanten, 300 Löwen und 400 Bären. Die Menagerie von Gordianus I. zählte unter anderem rund 1000 Bären, 300 Strausse, 150 Wildschweine, 100 Tiger und ebensoviele Giraffen. Kaiser Trajan hielt sich gar 11 000 Tiere. Kurz: Die Wildtierhaltung im alten Rom war derart in Mode gekommen, dass - analog zu unserer heutigen Hundesteuer - eine solche für Löwen und Leoparden eingezogen werden musste.

Mongolen und Azteken

Im ausgehenden 13. Jahrhundert brachte der venezianische Kaufmann und Asienreisende Marco Polo Kunde von Jagd- und Tiergärten im Besitze des monogolischen Grosskhans Khubilai, dem Enkel Tschingis-Khans. Während die chinesischen Intelligenzparke vor der Mongoleninvasion vornehmlich der Liebhaberei und Förderung der Gelehrsamkeit gedient haben sollen, ging es den Mongolenherrschern wohl primär um Jagdvergnügen.

Aber auch auf der entgegengesetzten Seite der Erde hat der heutige Zoo alte Wurzeln. Berühmt ist aus der Zeit der Eroberung der Neuen Welt der Tiergarten von Montezuma II., des letzten Herrschers der Azteken. Dieser war so grosszügig angelegt, dass nicht weniger als 300 Personen mit der Tierpflege und mit dem Einsammeln der Vogelfedern beschäftigt waren.

Ein besonderes Phänomen war und ist notabene die Wildtierhaltung bei Naturvölkern; denn sie ist heute noch - etwa bei den Indianern im Mato Grosso, bei Eingeborenen im tropischen Afrika oder bei den Ureinwohnern auf Neuguinea - so wie vor Urzeiten: kultisch-religiös oder kulinarisch-merkantil, das heisst Tiere zum Verehren oder Opfern, zum Essen oder Tauschen.

Menagerien an Fürstenhöfen

Doch zurück nach Europa! Hier wurden, nach dem Niedergang des römischen Reiches im 5. Jahrhundert, Tierhaltungen grösseren Umfanges erst im ausgehenden Mittelalter wieder Mode. Zwar gab es allenthalben - in befestigten Städten, bei Klöstern und Burgen - Bärenzwinger und Hirschgräben. Grube und Graben -

im Sinne vertiefter, ausbruchsicherer Zwinger - sind denn auch die älteste Form der Haltung grosser Wildtiere.

Erste Menagerien mit fremdländischen neben einheimischen Tieren entstanden Ende 12. Jahrhundert an italienischen Fürstenhöfen, wo die Mittelmeerhäfen und das einladende Klima den Import exotischer Tiere begünstigten. Im 13. Jahrhundert war es dann Kaiser Friedrich II. von Hohenstaufen, der den ersten grossen Tiergarten des mittelalterlichen Abendlandes erbaute und zugleich verschiedenste Tiere, darunter Elefanten und Raubtiere, in einer "ambulanten Menagerie" mit auf Reisen nahm.

Diese alten Menagerien sowohl europäischer Fürsten und Päpste als auch mohammedanischer Herrscher waren, im Gegensatz zu den weiträumigen, natürlich gestalteten Tiergärten des Altertums, sehr klein. Die Tiere waren in enge Gitterkäfige und spartanische Gehege gesperrt, welche dicht aneinandergereiht oder - später - in Form kuchenstückartiger Kreissegmente angeordnet waren, einem halb oder ganz geöffneten Fächer gleich. So konnte man vom Drehpunkt aus alle Tiere gleichzeitig sehen, was nur deshalb funktionierte, weil die feudalen Menagerien ja bloss dem Herrscher und seinem Gefolge und nicht den grossen Volksmassen offenstanden.

Von der Renaissance ...

Es gehörte zu den fürstlichen Gepflogenheiten und zum standesgemässen Luxus der Renaissance, Kunst und Kuriositäten und auch Exotisches zu sammeln. Dies betraf fremdländische Tiere so gut wie Hofnarren, Sänger, Zauberer, Bucklige und Zwerge. Das 15. Jahrhundert war vor allem die Zeit der Menagerien des italienischen Adels; man beschenkte sich gegenseitig mit Wildtieren.

1451 wurde dann für eine Wildtierhaltung in Stuttgart erstmals die Bezeichnung "Thiergart" verwendet. Dieser Begriff setzte sich jedoch erst später durch; denn de facto obsiegte noch lange das Menageriezeitalter. Davon zeugen unter anderem die im Dresdener Schlosshof veranstalteten Kampfjagden im 16. Jahrhundert.

Auch im habsburgischen Herrscherhaus bekundete man zoophiles Interesse. Der spätere Kaiser Maximilian II. liess sich 1552 für seine Exoten im Wildpark in den Donauauen beim kaiserlichen

Jagdschloss Ebersdorf, südöstlich von Wien, ein Gehege einrichten, welches "Menagerie" genannt wurde, wodurch dieses Wort zum Begriff avancierte.

... bis zum Barock

Nachdem das Jahrhundert der Entdeckungen in ganz Europa die Neugier nach exotischen Lebewesen angeregt hatte, sprossen als Ausdruck dieses zoologischen Interesses in den nächsten beiden Jahrhunderten die Menagerien nach Fürstenmanier wie Pilze aus dem Boden; so trat denn auch der Barock mit tiergärtnerischen Spezialitäten hervor.

Eine Tiergartengründung von besonderer Bedeutung realisierte Prinz Eugen von Savoyen 1716 im Park des Schlosses Belvedere in Wien; denn sie galt - nach jener des Sonnenkönigs in Versailles - als die schönste ihrer Zeit und war schon um einiges zweckmässiger punkto Tierhaltung.

Der älteste heute noch bestehende Tiergarten in Wien-Schönbrunn wurde 1751 von Kaiser Franz I. und Kaiserin Maria Theresia begründet. Erst während der Französischen Revolution entstand dann im Jardin des Plantes in Paris der erste Zoo, der auch dem Volk zugänglich war.

Der grosse Zooboom

Jedoch: Nicht alle herrschaftlichen Tierhaltungen entsprangen blossem Prestigedenken; sehr oft war echtes Engagement dabei. Dass aber daneben die reine Schau- und Sensationslust mit ein Faktor der Wildtierpräsentationen war, bezeugt die Tatsache, dass es auch im 18. Jahrhundert verschiedenenorts Hetztheater gab, welche die grausige Tradition der römischen Zirkusspiele fortführten, so unter anderem das Hetztheater in Wien, das unter Kaiser Franz bis 1796 in Betrieb war.

Doch allmählich obsiegte das Bedürfnis der Bevölkerung nach naturwissenschaftlicher Information über die reine Sensationslust. Im 19. Jahrhundert formierten sich Gesellschaften und Vereine zum Zwecke der Gründung von zoologischen Gärten auf wissenschaftlicher Basis, so in London, Amsterdam, Antwerpen, San Diego und New York (Bronx Zoo).

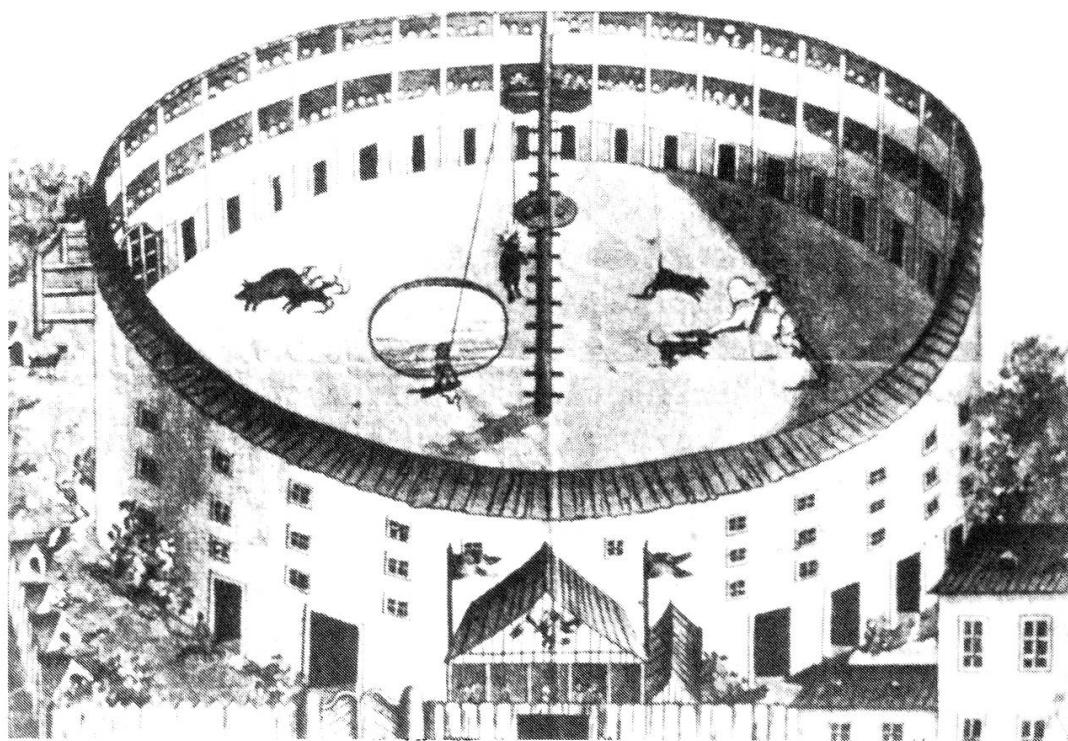


Abb. 2: Kein Ruhmesblatt der Schaustellung wilder Tiere waren die Hetztheater wie dieses hier in Wien, das bis ins ausgehende 18. Jahrhundert in Betrieb stand.

Der erste Zoo in Deutschland öffnete 1844 in Berlin seine Tore. Entscheidende Akzente in moderner Gehegegestaltung setzte zu Beginn unseres Jahrhunderts Hagenbecks Tierpark in Hamburg-Stellingen. Zoogründungen erfolgten nun am laufenden Band. Eine neue Zeit war angebrochen, doch blieb auch jetzt - nach heutiger Sicht - vielerorts noch manches menageriehaft.

Sterbekammern der Museen

Bis über die Jahrhundertwende hinaus überwog in den zoologischen Gärten denn auch das Showgeschäft, die Prunkentfaltung (orientalische Tierstallungen) und die Sammelwut. Wie bei Briefmarkenkollektionen trachtete man nach möglichst grosser Artenzahl, oft vertreten durch Einzelexemplare. Das Hauptinteresse galt den Formen und der Klassifikation, nicht dem Verhalten und seinem artgerechten Ausleben. Ersetzen konnte man Tiere ja alleweil; denn die natürlichen Ressourcen schienen noch unerschöpflich.

Die Lebenserwartung dieser lebenden Schaustellungsobjekte war denn auch meist sehr bescheiden. Immer wieder taucht in alten Berichten bezüglich Tierabgänge der Begriff "vertrauert" auf, weil kranke und sterbende, sich in eine Käfigecke verkriechende Tiere den Eindruck von "Trauer" und "Sehnsucht nach der freien Wildbahn" hinterliessen. Der wahre Grund ihres Serbelns und Sterbens lag jedoch in den damals noch mangelhaften Kenntnissen bezüglich Fütterung, Haltung und Verhalten der fremdländischen Pfleglinge. Die alten Menagerien waren die Sterbekammern der Museen.

Wandermenagerie und Zirkus

Das galt auch für das reisende Geschäft. Was schon mit der "ambulanten Menagerie" Friedrichs II. im 13. Jahrhundert begonnen hatte, griff immer mehr um sich. Neben der stehenden Menagerie als Vorläufer des Zoos etablierte sich die fahrende als Vorstufe der Zirkustierschau. Statt die Leute in den Tiergarten zu holen, ging man mit den Tieren zu ihnen.

Aus dieser Schaustellerei auf Jahrmärkten und Messen erwuchs schliesslich der Zirkus. Aus verständlichen Gründen waren und sind hier die Haltungsbedingungen immer eingeschränkter als im Zoo. Allerdings haben die Zirkustiere einen nicht unwesentlichen Vorteil: mehr Bewegung und Abwechslung, womit sie auch weniger Stereotypien aufweisen als die - im Vergleich zu natürlichen Verhältnissen - unterforderten Zootiere.

Moderne Tiergartenbiologie

In den letzten Jahrzehnten und nachdem die Durststrecke der Kriegszeit überstanden war, änderte sich die Situation für die zoologischen Gärten nun aber gewaltig. Unter dem Druck zunehmender Naturbedrängnis einerseits und steigendem Umweltverständnis der Bevölkerung andererseits haben sie sich von der blosen Schaustellerei zur wissenschaftlich-kulturellen Institution gewandelt.

Die moderne Tiergartenbiologie, die massgebend von Heini Hediger, dem Schweizer Tiergärtner mit Weltruf, geprägt worden ist, führte zu eminenten Verbesserungen in der Haltung (vom Zwinger zum Territorium) und in der Fütterung (Exoten brauchen

mehr als Bananen), womit sich automatisch Zuchterfolge einstellen, so dass bedeutend weniger Tiere der Natur entzogen werden mussten.

Dennoch kann man es nicht verleugnen; die Geschichte der zoologischen Gärten hat viele traurige und beschämende Kapitel. Doch es wäre falsch, sie den heutigen Institutionen anzulasten. Diese erfüllen eine zunehmend wichtige Funktion; denn unsere der Natur entrückte Zivilisations- und Agglomerationsgesellschaft braucht “Notausgänge zur Natur”.

Aktuelle Mission Zoo

Heute muss ein Zoo - und das ist gut so - seine Existenzberechtigung selbst unter Beweis stellen, indem er vier Hauptanforderungen genügt: Erholungsraum bieten, Populärinformation vermitteln, Forschung betreiben und dem Artenschutz dienen.

Oder, mit den Worten eines Vertreters der jungen Zoodirektoren-generation (Alex Rübel vom Zürcher Zoo), prägnant formuliert: “Wir kümmern uns heute um das Leben der Tiere in der Welt von morgen.”

Und was für den Zoo recht ist, muss wohl auch für seine kleine Schwester, den Wildpark, gelten. Wenden wir uns nun also diesem zu.

Werden und Wirken des Wildparks

Parallel zur Zoo- und Zirkusgeschichte, sozusagen auf einem Nebenpfad zu dieser und nicht gleich weit hinten in der Vorzeit beginnend, verläuft das Entstehen und Gedeihen des Wildparks.

Jagdlichen Ursprungs

Natürlich kann das Werden der Wildparks nicht sauber von jenem der Zoos getrennt werden. Gemeinsamkeiten bestanden vor allem dort, wo die zoologischen Gärten mit der Haltung einheimischer Tiere begannen. So können bereits gewisse frühgeschichtliche, wenn nicht gar prähistorische Wildtierhaltungen zu kultischen und jagdlichen Zwecken oder später etwa griechische Fasanerien und römische Leporarien in einem gewissen Sinn als Wildpark-Vor-

läufer angesprochen werden.

Subsummierend lässt sich sagen, dass den Wildparks vor allem jagdliche Kreise zu Gevatter standen, während es beim Zoo anfänglich Herrscher und Schausteller, später wissenschaftlich motivierte Promotoren waren. Und weil die Jagd im Mittelalter dem Adel vorbehalten blieb, waren es auch hier zuerst die Fürstenhöfe, die - analog zur Haltung fremdländischer Tiere in den Menagerien - in ihren Pärken einheimisches Wild hegten.

Hirsche in Wehrgräben

Während die Menagerien sich dann in stehende und fahrende Versionen weiterentwickelten, aus denen Zoo und Zirkustierschau hervorgingen, waren die Hirschgatter und Fasanerien als wohl typischste jagdkundliche Tierhaltung die Wegbereiter des heutigen Tierparks.

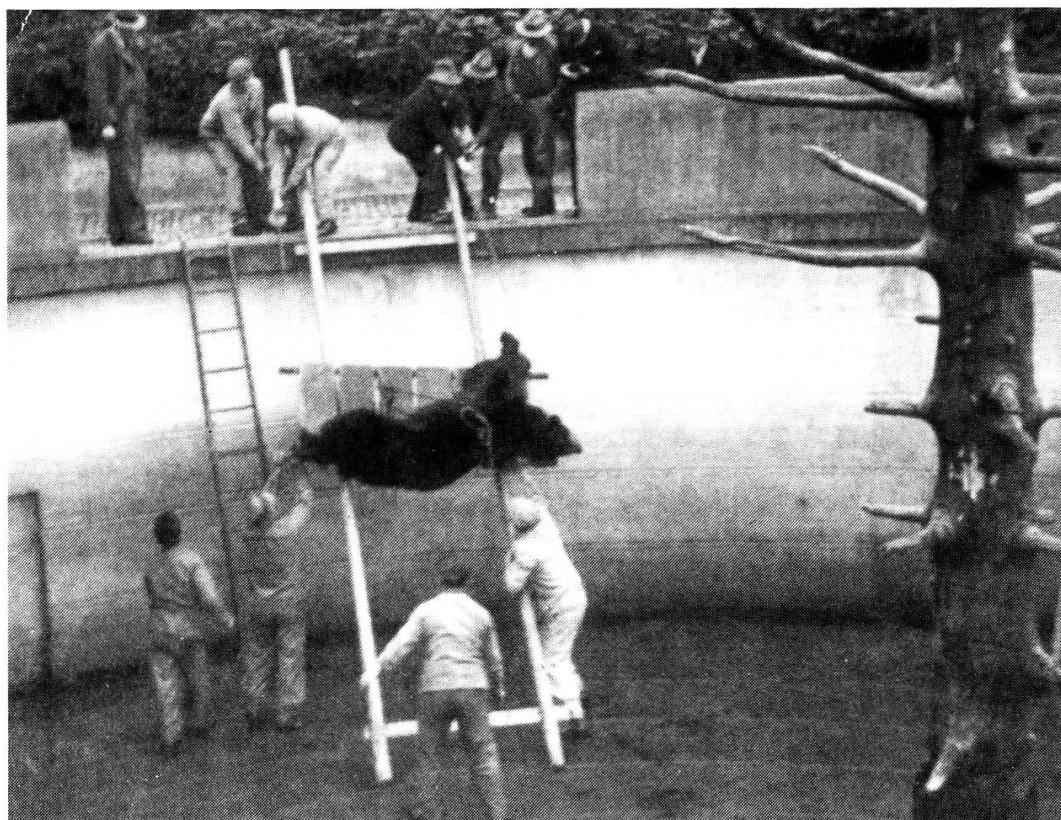


Abb. 3: Gruben und Gräben sind die älteste Form, entsprechen aber der heutigen Auffassung artgerechter Tierhaltung nicht mehr.

Bekannt sind vor allem die hirschbesetzten Wehrgräben mittelalterlicher Städte, die Gruben und Zwinger bei Burgen und Klöstern, in denen Bären und andere einheimische Raubtiere zu bestaunen waren. Das Kloster St.Gallen zum Beispiel hielt gemäss Chronistenbericht schon ums Jahr 1000 neben Vögeln unter anderem Murmeltiere, Dachse, Bären und Steinböcke, und in seinen Wildbretlisten figurierte der Fasan.

Überbleibsel solch mittelalterlicher Wildparkvorhuten sind heute noch anzutreffen, etwa der (artgerechter Tierhaltung nicht mehr sonderlich entsprechende) Berner Bärengraben aus dem Jahre 1480 (siehe Abb.3), der Hirschgraben am Munoth in Schaffhausen, oder auch bloss verbale Erinnerungen in Strassennamen, so beispielsweise der Hirschengraben in Zürich, Bern und Luzern.

Schwierige Abgrenzung

Doch nicht bloss das Jagen und das Gefangenhalten einheimischer Wildtiere war ein Vorrecht der Herrschenden. Ihr Privileg - aus

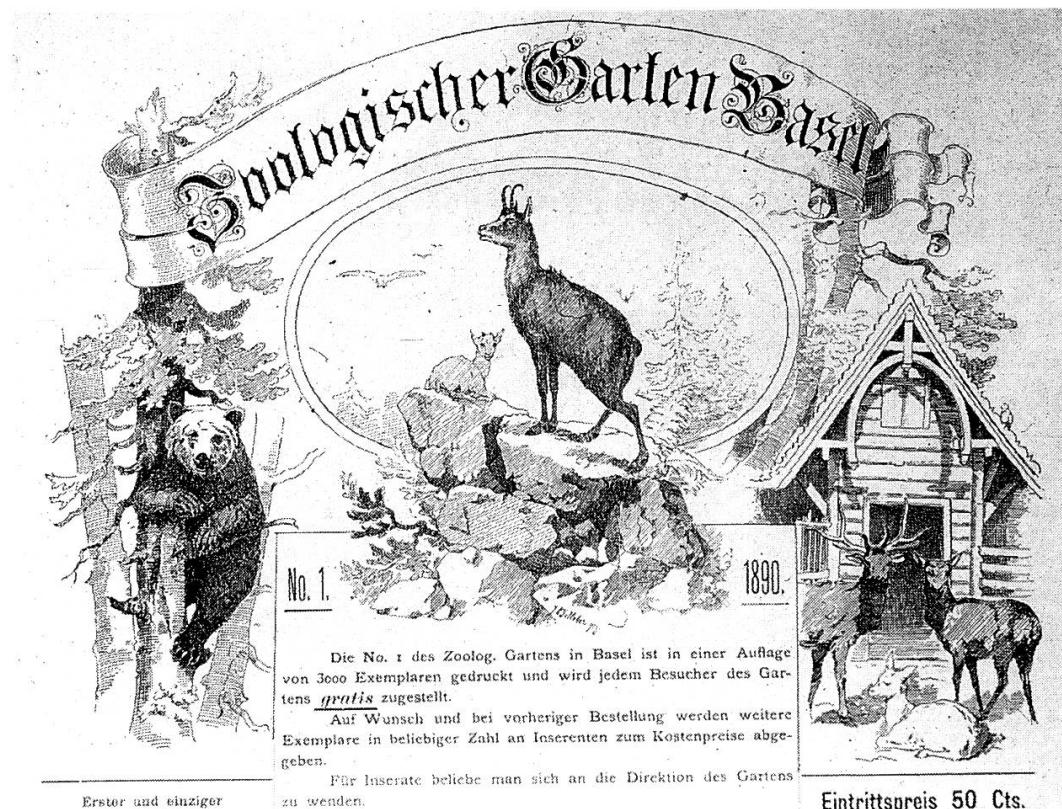


Abb. 4: Auch der Basler Zoo begann mit einheimischen Tieren.

verständlichen pekuniären Gründen - war auch die Beschaffung exotischer Wildtiere; man denke an die teuren Expeditionen und an die kostspieligen Transporte von damals.

Dadurch aber ist die Geschichte der Wildparks und der Zoovorläufer vielfach verstrickt. Selbst neuzeitliche Exotenzoons sind zum Teil successive aus der Haltung einheimischer Wildtiere hervorgegangen, wie beispielsweise der Basler Zoo. Hirsch, Gemse und Bär zierten stolz die Titelseite der ersten Zoozeitung (siehe Abb. 4).

Solch schleichende Wandlungen eines Tierkonzeptes sind aber auch aus neuster Zeit bekannt. So hat sich zum Beispiel der ursprünglich einheimischen Arten verpflichtete Berner Tierpark Dählhölzli in den letzten Jahren zum Zwitterpark durchgemausert, mit Tigern, Schneeziegen und Exotarium.

Versuch einer Standortbestimmung

Bleiben wir jedoch bei den kleinen eigentlichen Wildparks, die sich selbst treu geblieben sind und sich nach wie vor der einheimischen Tierwelt verschrieben haben. Die meisten fristen ein eher bescheidenes, unauffälliges Dasein und haben ihr Image über die Jahre und Jahrzehnte hinweg kaum verändert.

Wollen wir also eine Standortbestimmung dieser Dornröschenzoos und eine Prognose für deren Überlebenschancen wagen, dann müssen wir etwas ausholen und die zukünftige Aufgabe dieser Institution "Wildpark" zu definieren versuchen.

Wir haben's gesehen: Wildtiere wurden zu allen Zeiten und werden heute immer intensiver vom Menschen gemanagt, und zwar nicht nur in umgetrimmter Form als brave Haus- und leistungsorientierte Nutztiere oder als in umsorgtem Freiheitsentzug gehaltene Zootiere, sondern selbst in der sogenannt freien, in Tat und Wahrheit von der Zivilisation aber bereits spürbar beeinflussten Wildbahn. Traurigerweise geht es heute schon kaum mehr anders.

Weil der Mensch überall in die Naturkreisläufe eingreift und dadurch Gleichgewichte ins Wanken bringt, und weil auch nicht alle Lebewesen gleich gut auf veränderte Umweltsituationen reagieren können, je nachdem, ob sie technophil oder technophob veranlagt sind, müssen heute selbst freilebende Wildtiere mit gezielten, auf Forschungsergebnisse sich abstützenden hegerischen

und jagdlichen Massnahmen gemanagt werden.

Auftrag Öffentlichkeitsarbeit

Solches Management der Wildtiere setzt sowohl fundiertes Wissen bei den verantwortlichen Fachleuten voraus, als auch, damit es breit abgestützt werden kann, Verständnis bei der Bevölkerung. Dies wiederum bedingt intensive Aufklärung, wie sie auch dieser 86. Berichteband der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft St.Gallen in verdienstvoller Weise anstrebt.

Wo aber könnte solch wildbiologische Öffentlichkeitsarbeit zur problematischen Thematik der Sorgen und Nöte unserer einheimischen Wildtiere und zu ihren Überlebenschancen in der modernen Kulturlandschaft wirkungsvoller stattfinden als "live" und vor Ort in der Natur, das heisst in speziell für solche Wissensvermittlung konzipierten Schaufenstern der Natur, sprich Wildparks.

Aber gerade hier liegt der Hund, oder besser gesagt, der Hirsch begraben. Unsere nostalgischen Wild- und Hirschparks sind zu sehr noch in jagdtraditioneller Manier gehalten, das heisst aufs jagdrelevante Wild fokussiert und ganz generell zu sehr nur aufs Tier und zu wenig auf die Natur als Ganzes ausgerichtet. Umfassendes Naturverständnis ist jedoch heute die Grundvoraussetzung, um auch den Wildtieren helfen zu können.

Verändertes Umfeld

Die Impulse für die Wildparks waren früher ganz andere. Als ausgangs letzten Jahrhunderts durch grossflächiges Abholzen der Wälder auch das Wild spürbar verschwunden war, wurden die Wildparks sozusagen zu gefragten, lebenden Museen, wo man jener Tiere ansichtig werden konnte, die theoretisch einheimisch, aber nicht mehr vorkommend waren.

Das war die hohe Zeit der Wildparks. Und in diese fällt auch der grosse Beitrag von "Peter und Paul" zur mehr als erfolgreichen Rettung eines fast gänzlich ausgerotteten Alpentieres, des Steinbocks.

Diese rückblickend geradezu sensationell anmutende Pioniertat war eine Mixtur von öko-strategischem Husarenstreich (man stelle sich ein solches Unterfangen im heutigen bürokratischen Umfeld vor!) und weitsichtigem Naturverständnis, gepaart mit totalem En-

gagement und unerschütterlichem Durchhaltewille.

Diese Grosstat von kulturhistorischer Bedeutung kann nicht hoch genug qualifiziert werden. Und zu recht hat der Wildpark "Peter und Paul" bis heute von diesem Renommee gezehrt. Jedoch: Auf Lorbeeren auszuruhen, führt zu keinen neuen Ufern. Die Zeiten haben sich geändert, die grossen Probleme auf dem Sektor Wildtiere sind heute andere. Vor allem gilt es, eine der Natur weit entrückte Zivilisationsgesellschaft wieder vermehrt für deren Anliegen zu sensibilisieren.

Notwendige Metamorphose

Dies wiederum bedeutet, dass - analog zu den zoologischen Gärten - auch die Wildparks neue, den aktuellen Bedürfnissen angepasste Zielsetzungen formulieren und umsetzen müssen. Bis-her war dies nur vereinzelt in Ansätzen im Tun, wie etwa im Tierpark Goldau.

Dabei muss die Devise lauten: Weg vom antiquierten, statischen Schlenderpark mit menagerieartigen, gitterfrontenreichen Gehegen ohne biologische Möblierung und versehen mit lexikonhaft-belehrender Beschriftung, dafür hin zu modern-ansprechender Präsentation, um so Naturbegeisterung auf breiter und vernetzter Basis zu generieren.

Wie im Falle des Geburtstagskindes "Peter und Paul" ein solch mutiger Schritt in ein sinnvolles und ebenso erfolgreiches zweites Jahrhundert seines Bestehens aussehen könnte, möge die geneigte Leserin und der gewillte Leser der "*Vision aus dem Jahre 2017*" im Anhang zu diesem Berichteband entnehmen.

Dort wird auf amüsant-seriöse Art aufgezeigt, wie eine solch erfolgversprechende Metamorphose *vom antiquierten Wildpark hin zum modernen Naturama* vonstatten gehen könnte und müsste, auf dass das Markenzeichen "Peter und Paul" auch in Zukunft das bleibt, wozu es weitsichtige Promotoren gemacht haben: *Symbol der aktiven Anwaltschaft für die Natur.*

Eine klare Antwort

Kurz und gut: Die provokante Fragestellung im Untertitel ganz zu Beginn dieser Betrachtungen lässt sich klar beantworten. Die

Wildparks haben ganz und gar nicht ausgedient! Im Gegenteil, es bedarf heutzutage möglichst vieler Schaufenster zur Natur, zumal zur einheimischen, für die wir selbst verantwortlich sind, und zwar nicht verstaubte, sondern zum staunenden Verweilen und lehrreichen Erleben einladend hergerichtete. Denn: Erleben schafft Kenntnis, und dadurch wird Verantwortung geweckt, Verantwortung für eine in Bedrängnis geratene Natur.

Oder hören wir ganz einfach still und leise zu, was uns Baba Dioum, ein afrikanischer Stammeshäuptling, rät. Schlicht in der Form, weise in der Aussage, finden wir hier die wohl schönste Auftragsformulierung an die Adresse jener, welche die Geschicke der Wildparks im allgemeinen und von "Peter und Paul" im speziellen in naher und ferner Zukunft lenken werden:

Zuallerletzt
werden wir nur schützen, was wir lieben,
wir werden nur lieben, was wir kennen,
und wir werden nur kennen, was man uns beigebracht hat.

*Anschrift: Heini Hofmann, Zootierarzt und freier Wissenschaftspublizist,
8645 Jona*